



### Dossier: Miteinander verbunden

#### Leben und Altwerden in Beziehung

So wie der Mensch sein Leben insgesamt in Beziehung und Gemeinschaft lebt und erlebt, so ereignet sich auch das Altwerden beziehungsreich und gemeinschaftlich. Dabei verknüpfen viele mit dem Alter eher das Stichwort „Einsamkeit“ denn „Gemeinschaft“: Die/der Ehepartnerin/partner ist verstorben, der Freundeskreis zusammengeschrumpft, im Pflegeheim wartet man vergebens auf Besuch... – Tatsächlich besitzt die menschliche Grundkategorie „In Beziehung leben“ im Alter ihre ganz eigene Prägung und ist nicht frei von Ambivalenzen. Wie in anderen Lebensphasen auch, braucht es einen sehr wachen Blick für die spezifischen Möglichkeiten und Grenzen, die im höheren und hohen Alter mitmenschliche Verbundenheit in der Ehe, in den Generationenbeziehungen, in Freundschaften, in (Wahl-)Verwandtschaften, in der Nachbarschaft, im Quartier usw. auszeichnen. Und ein feines Gespür dafür, wie Altenpastoral dabei helfen kann, miteinander verbunden zu sein.

#### Verheiratet, verwitwet, alleinlebend

Zieht man die amtliche Bevölkerungsstatistik<sup>1</sup> zu Rate, so lebt die große Mehrzahl der älteren Frauen und Männer in Ehen zusammen. Der Anteil der Alleinlebenden ist unter den 60- bis 64-Jährigen mit 16 Prozent der Männer und 23 Prozent der Frauen relativ gering. Jenseits der 85 Jahre lebten dann 35 Prozent der Männer allein, bei den Frauen lag der Anteil mit 74 Prozent hier noch sehr viel höher. In den Altersgruppen ab 65 Jahren sind Frauen wesentlich häufiger verwitwet als Männer. Männer sind entsprechend häufig bis ins hohe Alter verheiratet. Ursache für die deutlichen Unterschiede im Familienstand ist neben der höheren Lebenserwartung der Frauen u. a. auch der Umstand, dass bei den meisten Paaren der Mann etwas älter ist als die Frau. Alternative Lebensformen, wie z. B. nichteheliche Lebensgemeinschaften, spielten bei den älteren Menschen eine untergeordnete Rolle.

---

<sup>1</sup> Statistisches Bundesamt (2011): Im Blickpunkt: Ältere Menschen in Deutschland und der EU, Wiesbaden, 18.

## Generationenbeziehungen

Wenn wir von „Generationen“ sprechen, gilt es die Mehrdimensionalität dieses Begriffs zu beachten:<sup>2</sup>

- Da ist zum einen die Generation der Gleich- und Ähnlichaltrigen, also die der Geschwister, Cousinen und Cousins, Klassenkameradinnen und Klassenkameraden usw.
- Diese setzt sich von den Generationen der Urgroßeltern, Großeltern, Eltern, Kinder und Enkelkindern ab.
- Wählt man eine Makroperspektive, dann lässt sich von „Generation“ auch im Sinne von beispielsweise „Kriegsgeneration“, „1968er“ oder „Generation Golf“ sprechen.
- Schließlich gibt es auch generative oder epochale Wandel zu registrieren (z.B. wenn man an das Ende der DDR und die Wiedervereinigung Deutschlands denkt).

Die länger gewordenen Lebensspannen ermöglichen gegenwärtig deutlich häufiger als früher komplexe Beziehungsgefüge innerhalb von Drei- oder gar Vier-Generationen Familien, wo beispielsweise die 85-jährige Urgroßmutter der Einschulung ihres 6 Jahre alten Enkels beiwohnt. Gleichzeitig führen die seit einigen Jahrzehnten anhaltend niedrigen Geburtenzahlen dazu, dass viele ältere Menschen heute (und in Zukunft immer häufiger) keine oder nur wenige Kinder haben, die selbst wiederum unter Umständen kinderlos sind.

## Intimität auf Abstand

Familiäre Generationenbeziehungen gestalten sich seit den 1970er-Jahren zumeist nach einem Muster, das der Gerontologe Leopold Rosenmayr „Intimität auf Abstand“ nennt: Ältere Paare oder verwitwete Personen organisieren die Beziehung zu ihren Kindern und Enkelkindern (und umgekehrt!) häufig dergestalt, dass sie zwar nicht mehr im gemeinsamen Haus oder der gleichen Straße, sehr wohl aber in der gleichen Stadt wohnen. Diese dosierte räumliche Distanz soll es allen Beteiligten ermöglichen, einerseits ungestört und unbeobachtet das „eigene Leben“ zu leben, und andererseits zugleich innerhalb der Familie soziale Kontakte und emotionale Nähe ohne große Hindernisse realisieren zu können. Der Anteil der Seniorinnen/en, die mit Familienmitgliedern anderer Generationen unter einem Dach lebten, lag 2009 bei 8 Prozent und hat im Zeitvergleich abgenommen (1991: 13 Prozent). Etwa 43 Prozent der 55-69-Jährigen und sogar knapp 54 Prozent der 70-85-Jährigen wohnen mit (mindestens) einem erwachsenen Kind im gleichen Ort, zu jeweils etwa weiteren 40 Prozent der erwachsenen Kinder beträgt die Wohnortentfernung maximal 2 Stunden.<sup>3</sup>

Aufgrund der oftmals gegebenen räumlichen Nähe unterstützen Großeltern ihre Enkelkinder und deren Eltern auf vielfältige Weise. 30 Prozent der 60- bis 69-Jährigen gibt an, Kinderbetreuung zu leisten. Umfrageergebnisse zeigen, dass auch die Beziehungen der Großeltern zu älteren Enkelkindern bemerkenswert intensiv ist: Rund 40 Prozent aller Großeltern geben an, einmal pro Woche oder häufiger in irgendeiner Weise Kontakt mit ihren Enkelkindern ab 16 Jahren zu haben, ein weiteres Drittel mindestens ein Mal pro Monat.

<sup>2</sup> Vgl. Fred Karl, Einführung in die Generationen- und Altenarbeit, Opladen 2009, 19.

<sup>3</sup> Vgl. GeroStat - Deutsches Zentrum für Altersfragen, Berlin, Deutscher Alterssurvey (DEAS) 2008.

## Miteinander verbunden – dort, wo man wohnt

Die meisten Menschen möchten auch im Alter im eigenen Haushalt leben. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes<sup>4</sup> konnte die große Mehrheit der Älteren ab 65 Jahren dies auch tun. Nur wenige – nämlich 3 Prozent wollten oder konnten sich nicht mehr in den eigenen vier Wänden selbstständig versorgen und lebten in Alten- oder Pflegeheimen oder anderen Gemeinschaftseinrichtungen. Dieser Prozentsatz steigt allerdings mit zunehmendem Alter: Von den Frauen und Männern ab 85 Jahren lebten bereits etwa 17 Prozent in einem Heim oder einer Gemeinschaftseinrichtung. Umgekehrt bedeutet diese Zahl aber auch, dass auch in der letzten Lebensphase der weitaus größte Teil der Hochaltrigen in den eigenen vier Wänden wohnt.

„Wohnen“ gilt als zentrales Thema für alternde Menschen, wobei die Umgangsweisen mit dieser Fragestellung sehr unterschiedlich ausfallen.<sup>5</sup> Eine Gruppe von alternden Frauen und Männern wünscht vor allem Wohnstabilität. Von daher sorgt sie sich z. B. durch Umbaumaßnahmen frühzeitig um Wohnverhältnisse, die es ermöglichen, bis zum Lebensende im selben Haus zu verbleiben. Zum Teil werden Mehrgenerationenwohnanrangements angestrebt oder die Nähe zu Verwandten und Freunden/innen gesucht. Erst die Aussicht auf eine schwere Pflegebedürftigkeit ließe ihnen einen (weiteren) Umzug möglich erscheinen. Ein zweiter Typ der Älteren und Alten kennt zwar auch den Wunsch nach Wohnen in den vertrauten vier Wänden, ein Wohnortwechsel aufgrund körperlicher oder geistiger Einschränkungen wird von ihnen allerdings für wahrscheinlich gehalten. Relativ viele aus dieser Gruppe besorgen sich entsprechend frühzeitig Informationen über altersgerechte Wohnformen. Ein dritter Typ hält die eigene gesundheitliche Situation im späten Erwachsenenalter insgesamt für nicht vorhersehbar und hält deshalb auch das eigene Wohnen im Alter für nicht planbar.

## Wohnen im Quartier

In dem Perspektivenpapier „Leben und Alt-Werden im Quartier“, das von den Diözesan-Caritasverbänden in Nordrhein-Westfalen im Herbst 2011 vorgelegt wurde<sup>6</sup>, wird einmal mehr für das Recht eines jeden Menschen auf selbstbestimmte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft plädiert und dabei betont, dass dieses Recht selbstverständlich auch im Alter und bis zum Lebensende währt. Von daher haben sich Sozialraumorientierung und Quartiersentwicklung aus dem Blickwinkel der dort lebenden Menschen und nach ihren Vorstellungen und Traditionen zu gestalten: „Der Mensch und seine Bedürfnisse, seine Wünsche, seine Ressourcen stehen im Mittelpunkt aller Planungen. Ein Quartier braucht eine vielfältige Infrastruktur, Orte für Begegnung sowie Kultur und vieles mehr, was Menschen jeden Lebensalters in ihrer Nähe benötigen, um sich wohl und Zuhause zu fühlen. Die Bürger selbst sind es, die ihr Wohnumfeld

---

<sup>4</sup> Statistisches Bundesamt (2011): Im Blickpunkt: Ältere Menschen in Deutschland und der EU, Wiesbaden, 17.

<sup>5</sup> Vgl. Evelyn Hochheim / Ulrich Otto, Das Erstrebenswerteste ist, dass man sich so lange wie möglich selbst versorgt. Altersübergänge im Lebensbereich Wohnen, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 44 (2011) 306–312.

<sup>6</sup> [http://caritas.erzbistum-koeln.de/export/sites/caritas/caritas/download/2011-09\\_Perspektiv\\_quartiersentwicklung.pdf](http://caritas.erzbistum-koeln.de/export/sites/caritas/caritas/download/2011-09_Perspektiv_quartiersentwicklung.pdf) [Seitenabruf am 16.2.2012]

und die Bedingungen, im Quartier leben und alt werden zu können, aktiv mitgestalten. Sie sind dazu aufgefordert, sich zu engagieren und müssen auch dazu befähigt werden, sich einzubringen.“ Herausgestrichen wird auch, was erfolgreiche Quartiersarbeit auszeichnet, nämlich „eine Zusammenarbeit der Menschen im Quartier und der dort tätigen Dienste und Einrichtungen, der Vereine, Bürgerinitiativen und kirchlichen Gemeinden, der Wohnungsgesellschaften, Einzelhandelsgeschäfte, der örtlichen Gastronomie und der kleinen sowie großen Unternehmen“.

Das „Kuratorium Deutsche Altershilfe“ hat sechs Ziele formuliert, mit deren Hilfe sich ein quartiers- bzw. sozialraumorientierter Ansatz realisieren ließe, innerhalb dessen ältere Menschen in ihrem vertrauten Wohnumfeld verbleiben können:<sup>7</sup>

- Ein wertschätzendes gesellschaftliches Umfeld bildet die Voraussetzung, dass die Bürger/innen im Quartier füreinander Verantwortung übernehmen.
- Der Aufbau und die Pflege einer tragenden sozialen Infrastruktur insbesondere durch konsequente Nachbarschaftsarbeit helfen, möglichst lange im Quartier verbleiben zu können.
- Weiterhin braucht es eine generationengerechte räumliche Infrastruktur, beispielsweise durch barrierefreie öffentliche Räume und Gebäude, Erholungs- und Freizeitmöglichkeiten vor Ort oder nahegelegene Einkaufsmöglichkeiten.
- Bedarfsgerechte Wohnangebote sind zu schaffen, zum Beispiel spezielle Wohnformen für Menschen mit Demenz.
- Ein längerer Verbleib von Älteren und Alten zu Hause bzw. im Quartier setzt auch voraus, dass benötigte Dienstleistungen und Angebote u. a. zur Betreuung und Pflege, bei haushaltsnahen Dienstleistungen oder bei Fahrdiensten verfügbar sind.
- Schließlich wird für eine wohnortnahe Beratung und Begleitung geworben, die Anlaufstelle für alle Quartiersbewohner/innen sein kann.

### **Altenpastoral: vor Ort vernetzt und vernetzend**

Die Herausforderungen des Alterns unter den Bedingungen des demographischen Wandels sind immens und nur im solidarischen Zusammenspiel von Alten und (Noch-)Nicht-Alten zu bewältigen. Diese Generationensolidarität wird überall dort besonders zum Tragen kommen können, wo das altersübergreifende Miteinander für alle Seiten von spürbarem Gewinn ist. Rahmenbedingungen und Räume sind zu schaffen und auszugestalten, damit Menschen unterschiedlichsten Alters motiviert werden, etwas für sich selbst zu tun und andere in ihr Engagement mit einzubeziehen (↗ Dossiers „Möglichkeiten entdecken“). Die Vernetzung von Personen, Aktivitäten und Institutionen ist sicherlich nicht einfach, erscheint nicht zuletzt angesichts des demografischen Wandels aber als unverzichtbar.

Der profilierte Sozialpsychiater und engagierte Impulsgeber für eine quartiersbezogene und auf Nachbarschaftshilfe setzende Altenpolitik, Klaus Dörner, sieht in diesem Kontext auch die Kirchengemeinden aufgerufen, intergenerationelle Kooperationsmöglichkeiten zu ergreifen bzw.

<sup>7</sup> Peter Michell-Auli, Der sozialraumorientierte Versorgungsansatz, in: ProAlter, Heft 5-2011, 13–19: 14f.

zu schaffen.<sup>8</sup> Auch das Spannungsfeld von Individualität und Sozialität, von dem Dörner spricht und das Menschen gedeihen lässt, spiegelt sich aus seiner Sicht in den Gemeinden wider. Vor allem aber ist die nachbarschaftlich-sozialräumliche Solidarität, für die Dörner wirbt, überall dort eine zwar häufig übersehene, gleichwohl in vielerlei Weise erfahrbare Realität, wo Christinnen und Christen als Getaufte in Glaube, Hoffnung und Liebe einander und über die Grenzen der Glaubensgemeinschaft hinaus helfen. Gelänge es, dies stärker wahrzunehmen, dann könnten Gemeinden in der Verknüpfung von Gottesdienst und Menschendienst – so Dörner – ein „Vitalitätszentrum“ in jedem Viertel sein und dort zum „(Not-)Anker“ und „(Pflege-)Herz“ werden, d. h. die nachbarschaftliche Hilfe professionell und subsidiär unterstützen. Entscheidend ist die Einsicht in die (alten-)pastorale Herausforderung, den intergenerationellen Einsatz von individuellen und organisationalen Stärken und Ressourcen zu intensivieren und damit die Bewältigung des Alltags und die altersgerechte Gestaltung des Wohnens und Lebens gemeinsam zu ermöglichen.

#### **Autor und Kontakt**

Dr. Ulrich Feeser-Lichterfeld

[info@feeser-lichterfeld.de](mailto:info@feeser-lichterfeld.de)

---

<sup>8</sup> Klaus Dörner, Das Alter gestalten. Eine persönliche und gesellschaftliche Herausforderung, in: Praktische Theologie 4 (2006) 252–259.